

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 102.

Donnerstag, 23. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Was für eine Romantikerin in diesem Hirnchen steckte! „Dafür sprechen Sie aber recht gut deutsch, liebes Fräulein.“

„Ja, ich bin in früher Kindheit nach Deutschland geschickt worden. Sie begreifen?“

„Natürlich. Vollkommen. Und Ihre Mama lebt noch?“

„Ja.“ Sie dachte an die dicke Obsthändlerin in der Invalidenstrasse, vor deren groben Händen sie so zitterte. —

„Sie haben etwas ausgesprochen Aristokratisches an sich. Die Geburt, das Herkommen verleugnet sich eben nicht.“

Sie lächelte dankbar. „Wie nett Sie zu mir sind!“

„Warum soll ich auch zu Ihnen nicht nett sein? Das beruht ja auf Gegenseitigkeit.“

„Sie sind hier nicht alle so.“

„Das ist sehr unrecht. Ein wenig Freundlichkeit ist unter Menschen notwendig. Aber ich weiß, meistens belien sie einander an.“

Als er Sekt bestellte, wurde sie ganz zutraulich. Sie schmiegt sich wie ein Kätzchen an, dachte Büllingshoven. Wann wird sie die Krallen zeigen?

„Ich habe von einem Bekannten so viel von Ihrer Tanzkunst gehört, daß ich Berlin nicht verlassen wollte, ohne Sie kennengelernt zu haben.“

„Heute tanze ich nicht“, sagte sie leise. Und wieder glitt Unruhe über ihr hübsches Gesicht, als neue Gäste eintraten.

„Famos. Dann können wir uns besser unterhalten.“ Er sah, wie sie die Ankommenden ängstlich musterte, und setzte hinzu: „Erwarten Sie jemanden?“

Sie zuckte zusammen und stammelte verwirrt: „Nein, nein... was denken Sie nur? ... Es ist ja ganz ausgeschlossen.“

„Was ist ausgeschlossen?“, fragte er lächelnd. Er fühlte sich auf der Spur.

Cyrille war dem Weinen nahe. „Duäsen Sie mich nicht. Wenn Sie wüßten —“

Frauen, die zum Weinen ansetzen, machten Büllingshoven wehrlos. Er tröstete und beruhigte sie. Der Kavaliert trat an die Stelle des Detektivs. Sie war ja ganz anders, als Jutta und er sie sich ausgemalt hatten. Keine Spur von einer Abenteuerin — einfach ein kleines, molliges Mädel, das, was die Wiener ein „liebes Häschchen“ nannten, damals, als sie noch ihre k. k. Gemütlichkeit hatten.

Die Stimmung ringsum stieg. Saxophon, Banjo und Klavier machten einen ohrenbetäubenden Lärm. Theaterbesucher kamen, die den angebrochenen Nachmittag hier vollends totschlagen wollten. Der kleine Geschäftsführer konnte zufrieden sein, wenn auch eine Reihe von Tischen leer stand. Die Energie Berlins zeigte sich auch in diesem fast gewalttätigen Amüsieren.

Büllingshoven trank vorsichtig. Cyrille beobachtend, die noch immer einen scheuen Eindruck machte. Sie erwartete sicher jemand. Ob es Krille war? Zuzutrauen war ihm die Frechheit schon. Wenn er auftaucht, fasse ich ihn am Kragen — aber wie ihn erkennen?

Sie trank hastig in kleinen Schlucken. „Ich glaube, ich habe schon einen Schwips.“ Ihr Lachen war unecht.

Wenn ich dich nur betrunken machen könnte! — dachte er und goß ihr wieder ein. Sie wurde vergnügter, lachte grundlos, aber sie unterlag nicht. Der Baron bekam Hochachtung vor ihr: sie vertrug mehr als ein Rigaer Löffel.

„Morgen werden Sie mich doch vergessen haben“, begann sie plötzlich in sentimentalem Ton. „Nicht wahr, Herr — wie heißen Sie doch?“

Verdammt, er hatte den Namen von vorhin vergessen. Er sagte sich schnell. „Name ist Schall und Rauch, wie der olle Goethe gesagt hat. Aber vergessen werde ich Sie nicht, Fräulein Cyrille. Tanzen Sie übrigens heute nicht?“

„Ich darf nicht —“ Sie erschraf selber über das ihr entfahrene Wort und wollte es verbessern.

Aber Büllingshoven schien der psychologische Augenblick gekommen zu sein. „Erlaubt es Herr Krille nicht?“, fragte er kühl.

Cyrille ließ beinahe das erhobene Glas fallen. Er blassend starrte sie ihn an. „Sie sind also auch so einer!“, schrie sie auf.

„Was für einer bin ich denn?“

„Ein Kriminaler. Und ich hielt Sie für einen vornehmen Menschen! Die Kerle habe mich so gequält und erschreckt. Wie gesagt kommt man sich vor. Ich wußte doch gleich, daß ich auch hier beobachtet werde.“

Nun schluckte sie richtig. Er sah belustigte Gesichter an den Nachbartschen. „Heulendes Elend“, sagte ein dicker Herr. „Ein bißchen früh am Tag, na ja.“

„Beruhigen Sie sich doch, mein Kind. Ich habe keine Spur vom Kriminalen in mir. Sehe ich denn wirklich so aus?“

Ihre verweinten Augen prüften ihn rasch. „Nein“, gestand sie mit einem kleinen Seufzer der Erleichterung.

„Na, also, sprach Zarathustra. Nun sind wir wieder gemüthlich, wie? Trinken wir mal auf unsere Freundschaft.“

Sie setzte das Glas an, ließ es aber wieder sinken. „Warum fragten Sie denn nach ihm?“, fragte sie mit erwachendem Mißtrauen.

Auf diese Frage hatte er sich vorbereitet. Er war nicht wenig stolz auf seine Diplomatie, als er von seiner Leidenschaft für Motorrennen sprach, von Krilles sportlicher Befähigung und daß er sie beide zusammen gesehen hätte und sich so das andere zusammengereimt habe. „Es war nur ein bißchen Eifersucht, mein Fräulein.“

„Wirklich?“ Es gelang ihm, sie nach und nach zu beruhigen. Für die Lustigster, die sich nun am Tische breit machte, war sie viel besser geschaffen. Sie wußte eine Menge lustiger Geschichten, die er als Kenner zu schätzen verstand.

Allmählich kam er in eine immer behaglichere Stimmung: es war ja auch so lange her, daß er mit einem hübschen Mädchen beim Sekt gegessen hatte — es mußten mindestens hundert Jahre her sein. Es war kein Glück, das ihm hier beider wurde, aber eben doch ein Glück. Man mußtecheiden und dankbar sein in seinen Jahren. Dies Mädchen achtete nicht auf seine

grauen Schläfenhaare. Sie war mit ihm zufrieden, wie er war.

In weiter Ferne stand eine ranke, schlankte Gestalt: „... ernste, goldbraune Augen baten und wünschten. Fort damit, wenigstens für einen kurzen Augenblick! Es war noch immer Zeit, den Senker zu spielen und dies liebenswürdige Geschöpf ans Messer zu liefern — würde er das überhaupt fertigbekommen? Konnte er all sein bishigen Ritterlichkeit vergessen, so weit vergessen, daß er das Vertrauen eines Mädchens — und wenn sie auch nur eine Cyrille war — täuschte? „Sekt, Ober!“

Wie dankbar sie für alles war! Sie hatte wohl nicht viel vom Leben gehabt, trotz aller Häßlichkeit. Er fühlte Mitleid erwachen und den Wunsch, sie etwas zu verwöhnen. „Eins fehlt aber noch zu meinem Glück: daß wir zusammen tanzen. Wir geben sicher ein schönes Paar.“

Sie sah sich um und suchte den Geschäftsführer, der sie nicht allzu freundlich betrachtete. „Hier geht es nicht. Ich bin hier verfrachtet. Aber gehen wir wo anders hin. Es gibt ja noch mehr Bars in Berlin.“

Als er zahlte, tippte sie übermütig auf seine ein wenig abgegriffene Briestasche. „Sie müssen sich zu Weihnachten eine neue schenken lassen.“

Das ernüchterte ihn etwas. Sie hatte recht: er war hier nur auf Urlaub, er gehörte längst nicht mehr unter sorglose Menschen.

Haltung! — kommandierte er sich selber. Das Einglas fester ins Auge flemmend, schnarrte er: „Wir bleiben immer, was wir sind, Sie kleine Inädie!“

Sie lachte vergnügt. „Wer sind wir denn?“

Eine ausgezeichnete Frage, so gut, daß sie ihn auf den Sand streckte und er lachen mußte.

Zum Tanz kamen sie aber nicht. Als sie einige Minuten vergebens auf ein freies Auto gewartet hatten, huschte eine Gestalt vorüber, die in der Richtung zur Friedrichstraße verschwand. Büllingshoven hatte flüchtig in das nervöse, gehegte Gesicht eines jungen Mannes geblickt, den er nicht kannte.

Und im gleichen Augenblick sagte seine Begleiterin stammelnd, daß es heute doch nicht ginge. „Der Sekt hat doch gewirkt. Ungewohnte Arbeit, wissen Sie.“ Und sie bat, ihr nicht böse zu sein, sie müsse aber nach Hause.

„Aber wann sehen wir uns dann wieder?“, fragte er, erschreckt über die Wandlung.

„Morgen...“, nein, morgen geht es nicht... übermorgen...“, bestimmt...“

Ehe er noch etwas entgegen konnte, lief sie von ihm fort, quer über die Straße, und sprang in einen Autobus. Es sieht aus, als ob sie flüchtet, dachte der Baron. Aber wovor soll sie wohl flüchten? Den Geistern des Weins entgeht sie ja doch nicht.

Nachdenklich machte er sich auf den Weg, anfangs zu Fuß. Ein feiner Regen setzte ein und kühlte sein heißes Gesicht. Mit jedem Schritt, der ihn zum Osten hinführte, fiel etwas vom Rausch dieser Stunde ab.

Was hatte er denn eigentlich erreicht? Nicht einmal ihren wahren Namen wußte er und ihre Adresse, nur, daß sie im Bayerischen Viertel zu Hause war. Er fühlte eine peinliche Unzufriedenheit in sich aufsteigen, wenn er an Jutta Reinhausen dachte.

Jellictas Wörwag ging mit Mr. Heß aus Milwaukee durch den Bazar von Kairo und kaufte ein. Die silbernen Tüllschals, die man nach Gewicht kaufte — so ziemlich das einzige Gute inmitten dieser gewaltigen Fremdenindustrie — und Altertümer, die noch nach der Fabrik rochen. Reinhausens schriftliche Anweisung hatte sie schon verloren, ehe sie den Leuchtturm von Alexandrien gesehen hatte.

Mr. Heß bewies ihr inzwischen, daß man nur in den „States“ leben könne. Er ging tüchtig ins Zeug.

„War nicht die ganze übrige Welt Ihnen verschuldet? Hatte man drüben nicht die reichsten Männer, die höchsten Häuser, die größten Filmateliers, die bequem-

sten Eisenbahnwagen, die stärksten Tornados und die freiesten Gesetze?“

„Aber die Prohibition?“, warf sie lachend ein. „Mr. William, ich habe Sie nämlich im Verdacht, dies freie Gesetz Ihrer Heimat hier bisweilen zu übertreten. Oder war es Mandelmilch, was Sie gestern mit dem bratenrötigen Levantiner tranken?“

Er lächelte etwas verlegen, was ihm übrigens gut stand, antwortete aber nicht und ging gleich auf die anderen Vorzüge der Staaten über: die größten Autofabriken, die best dotierten Universitäten, die besten Baseballspieler, den Niagara, Palm Beach, Lindbergh und — mit einem merkwürdigen Gedankensprung — die Rekordzahl der Verbrecher.

Jellictas lachte ein halb Duzend Tonleitern hinter einander. „Sie sind köstlich. Bleiben Sie so! Vernü-

nice indeed.“ In einem Punkt war der junge Deutschamerikaner der Ägyptologin ähnlich. Er bestand auf dem Besuch aller Sehenswürdigkeiten, zum mindesten derer, die in seinem Reiseführer mit Sternchen versehen waren. Immerhin war er bequemer. Sie brauchte nicht in der schmutzigen, lärmgefüllten Tram zu den Pyramiden zu fahren, sondern er nahm ein Auto. Und Mr. Heß hatte eine angenehme Abneigung gegen Kamele — vielleicht ahnte er, daß er vor seiner Dame dabei keine gute Figur abgeben würde.

Aber sie mußte wieder viel Staub schlucken und sich die Beine beim Besteigen der Pyramidenstufen ausrenken, umschwirrt von dem Heuschreckenschwarm der Führer, Bengels und Bettler, die alle nur das eine Wort „Badschisch“ zu kennen schienen. In den Korbfesseln des prunkvollen Mena-house-Hotels erholten sie sich dann.

Aber gerade hier erlebte sie einen furchtbaren Schreck. Mr. Heß machte ihr einen Heiratsantrag und gestand mit unglaublich pffiffigem Lächeln, daß er an ihren Vater, an Mr. Reinhausen, geschrieben habe. Englisch. „I beg your pardon.“ Sein Gesicht glühte wie eine Tomate.

„Was haben Sie geschrieben?“, fragte Jellictas erschreckt.

„O, begreifen Sie es wirklich nicht, Miß Jutta?“

Nein. Sie begriff nicht. Sie lehnte nur kühl ab — bis sie wieder daheim sei, setzte sie schnell hinzu. Eine dumme Angst überfiel sie: was geschah, wenn Reinhausen zustimmte und er sie bedrängte, wenn er sie womöglich nach Hause begleiten wollte?

Sie ärgerte sich gründlich über die Folgen ihres Flirts und verwünschte ihren Anbeter nach dem fernen Miami, wo sein Pa soviel „money“ gemacht hatte. Aber nun saß er neben ihr und dachte in seiner Zähigkeit nicht daran, die Bahn frei zu machen.

So war die Stimmung kühl, als sie die Ababastermoschee des Sultans Mohamed Ali besuchten, die im Reiseführer mit drei Sternen geschmückt war, wie es sich für einen echten „Al-laila-waleia“, Tausendundeinesnachtsgeziemte.

Sie begehrte bald zurück und er brachte sie gehorsam und, ohne auf seine Wünsche zurückzukommen, ins Hotel. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben.

Vor meinem Fenster im Flieder,
Da war ein Nestchen flauenweich;
Alltäglich erklangen dort Lieder,
Sie strahlten von Liebe so reich.

Der Sänger war bald dort vertrieben,
Das Nestchen beraubt und zerstört.
Vom Glücke war nichts mehr geblieben,
Kein Lied wurde dort mehr gehört.

Auch uns blüht das gleiche Geschehen,
Wir könnten vor Leid oft vergehen.
Wem lachendes Glück ist beschieden,
Dem stören oft Feinde den Frieden.

Elise Marlott-Seib.

Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben ...

Eine Geschichte vom Strandweg.

Von Georg Hoge.

Auf dem Geländer der Rudererbrücke am Strandweg hatten sich heute die Möven ein Stellbischein gegeben. Wie auf eine Schnur gereiht, so saßen sie da, große und kleine, junge und alte, wohl hundert an der Zahl.

In der Mitte thronte als Königin eine große Mantelmöve, die ihre prächtigen, schwarzen Flügel wie einen Samtmantel um sich geschlagen hatte. Rechts und links von ihr saßen die kleinen Lachmöven, zwischen diesen, sie an Größe überragend, einige wunderschöne Blaumantel, und nach der Seeseite zu dunkelbraune Raubmöven.

Auf einem Beine stehend und den Kopf weit in das mollige Federkleid zurückgezogen, hockten sie alle friedlich und schweigend beieinander. Auf dieser Brücke schienen Burgfriede zu herrschen. Dann und wann strich eine oder die andere ab, flog dicht über dem Wasser hin und äugte scharf unter sich. Plötzlich blieb sie in der Luft stehen und stürzte sich senkrecht ins Wasser. Nach kurzer Zeit tauchte sie mit irgend einer Beute im Schnabel, einem Fisch oder einer Muschel, wieder auf, die sie dann in aller Ruhe auf dem Wasser verzehrte. Aber nicht immer wurde ihr diese Ruhe auf dem Wasser gegönnt.

Von der Brücke aus hatten sie die scharfen Augen einer der dunklen Raubmöven verfolgt. In dem Augenblick, wo sie über dem Wasser „stand“, schnellte der Räuber hinter ihr her und ließ sich neben der Stelle, wo die Tauchende verschwunden war, aufs Wasser nieder. Der Hochkommende, die vom Tauchen noch etwas benommen war, entriß der Freibeuter, frech zusassend, die Beute. Gelang der Überfall einmal nicht, so verfolgte er die im Zickzackflug Fliehende, bis sie den Bissen fallen ließ, den der Vorfahrer dann gierig verschlang.

Bis hieher reichte also der Burgfriede nicht, hier begann wieder der harte und rücksichtslos geführte Kampf ums Dasein.

Zu meinem Erstaunen flogen auf einmal, wie auf Kommando, mehrere Lachmöven gleichzeitig nach einer Richtung ab. In kurzen Zwischenräumen folgten ihnen all die anderen, so daß nur die größeren Arten zurückblieben. Verwundert schaute ich ihnen nach. Hatte ich sie verschreckt? Aber bald hatte ich den Grund ihrer Flucht erkannt. Vorn am Strand, beim Karl-Löwe-Beg, stand eine Dame mit einem Jungen, der die dort herum-schwimmenden Möven fütterte. Das hatten die Möven von der Brücke aus bemerkt, und sie beeilten sich nun, bei der Verteilung auch etwas abzubekommen. In dichten Schwärmen umflogen sie, laut kreischend, den gütigen Spender und fingen die zugeworfenen Broden geschickt aus der Luft ab. Als die Nahrungsquelle versiegt war, kehrten sie nach und nach zu ihrem Platz auf der Brücke in den Burgfrieden zurück.

Schade, daß der Burgfriede nicht für alle galt. Es kann aber auch im Tierreich der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Und dieser böse Nachbar erschien jetzt auf der Bildfläche.

Aus der Luft herunter erscholl das raue „Arrah! Arrah!“ einer Krähe, das immer näher kam. Den Kopf hin und her bewegend, steuerte sie auf die Brücke zu, anscheinend eine Stelle auf dem Geländer suchend, wo sie sich niederlassen konnte. Nun, die war ja nicht so schwer zu finden, denn alle Möven waren doch nicht zurückgekehrt. Die freigebliebenen Plätze schienen ihr aber nicht zu passen, denn sie flog gerade dorthin, wo die Möven am dichtesten saßen. Kurz vor dem Geländer rief sie solch energisches „Arrah!“ aus, daß einige Möven erschrocken aufflogen und ihr den Platz überließen, den sie sofort mit Beschlag belegte. Da saß sie nun, frech wie ein Vogelagerer, und sah sich dreist ihre ängstlich zur Seite rückenden Nachbarn an.

Seltzam, der schöne Friede, der eben noch hier geherrscht hatte, war mit einem Male dahin. Aber alle war eine deutlich wahrnehmbare Unruhe gekommen.

Außerlich machte die sich dadurch bemerkbar, daß die Köpfe nicht mehr so sorglos zurückgezogen waren und die kleinen Arten plötzlich wieder auf beiden Beinen standen. Auch ließen sich überall ängstliche Stimmen hören.

Auf den frechen Eindringling machte das aber keinen Eindruck. Seelenruhig legte er seine Flügel zurecht, zupfte hier und da an einer widerwärtigen Feder und warf nur dann und wann einmal einen Blick in seine Nachbarschaft. Als endlich alle Federn nach Wunsch lagen, spazierte er hochgehobenen Hauptes einmal nach rechts, einmal nach links auf seinen Nachbarn zu und vertrieb sie von ihren Standorten. Zögerten einmal einige mit dem Aufspringen, dann streckte er den gefährlichen Schnabel angriffs-lustig vor und ließ ein so drohendes „Arrah!“ hören, daß die Bedrohten sich beeilten, aus dieser gefährlichen Nähe zu kommen.

Witterte er hier Störenfried in die Nähe der Mantelmöve gekommen. Die hatte bisher noch keine Notiz von ihm genommen. Jetzt, als er dicht bei ihr war, sah sie ihn stolz und ruhig von oben herab an, entfaltete ihre großen, dunkeln Schwingen

und schwebte in ruhigem Fluge davon. Für sie war das keine passende Gesellschaft.

Dieser schnelle Erfolg, der dem schwarzen Gesellen gewiß selber etwas überraschend kam, machte ihn ganz übermütig. Noch unverschämter vertrieb er nun auch noch die übrigen Möven, so daß nur noch die großen Raubmöven auf dem linken Flügel übrig waren. Ich war gespannt, wie er wohl mit denen fertig werden würde.

Ohne einen Augenblick zu zögern, ging er zum Angriff vor. Den Kopf gesenkt, die Halsfedern gesträubt und mit den Flügeln verächtlich wippend, griff er furchtlos an. Ich muß zugeben, daß ich den Mut, den er bei seinem Vorgehen gegen die bedeutend größeren und wahrlich nicht feigen Raubritter bewies, ehrlich bewunderte. Als sie nicht gleich Miene machten, das Feld zu räumen, schrie er so herausfordernd „Arrah!“, daß es klang wie: „Na, wird's bald! Los! Hopp!“ Auch hier siegte wieder seine bodenlose Unverschämtheit. Eine Dunkelbraune nach der andern flog laut kreischend, und gegen den Bruch des Burgfriedens protestierend, davon.

Nun hatte er das ganze Geländer für sich allein. War er nun zufrieden und glücklich? Einen Augenblick schien es so. Triumphierend sah er sich nach links und rechts um: alles leer! Er hatte auf der ganzen Linie gesiegt.

Aber auch ihm erging es so, wie den Menschen: Ein Besitz, von keinem streitig gemacht, verliert an Wert. Schließlich hatte er ja auch den Kampf nicht geführt, um das Brückengeländer für sich zu haben — für ihn gab es schönere Sitzgelegenheiten in den Baumkronen des nahen Waldes — nein, die andern sollten es nicht haben, ihnen wollte er einen Schabernack spielen.

Jetzt, wo niemand mehr da war, den er ärgern konnte, hatte er ja auch keinen Grund mehr, länger hier zu bleiben. Mit einem überlauten „Arrah!“, das wie eine Siegesfanfare klang, erhob er sich und flog dem nahen Walde zu.

Aus der Chronik von Kochel.

Von Lisa Ridel.

Seltzam kristallin hell und grün liegt der Kochelsee am Fuße des steilwandigen Kesselberges. Dicht dabei, nur durch einen Hügel getrennt, liegt das gleichnamige Dorf.

Wann Kochel gegründet wurde, ist kaum festzustellen. Aus altersgrauer Zeit schattet es herüber Moor, Moor und Sumpf, unveglares Gelände, im Frühling wie Herbst von den vom Kesselberg niederstürzenden Wildbächen, von zufließenden Flüssen überflutet und immer wieder neu versumpft. Seen breiteten sich allmählich aus und einen derselben nannten die Ureinwohner Bayerns „Rathi“.

Einzelne feste Erhöhungen aus Erde und Steinen, kegelförmig, ragten hier und da aus dem gefährlichen Moos, aber sie boten wenigstens einen festen Anhaltspunkt und so entstand auf einem solchen „Kochel“ allmählich eine feste Ansiedlung. Nach alter Überlieferung war diese Siedlung Aschach genannt. In Urkunden aber ist es vermerkt, daß Anno Domini 742 in Aschach eine Benediktinerinnenabtei gegründet wurde. Als Stifterin wird die Schwester der Grafen von Huosigau und Wallgau genannt, jene Begründer der uralten Benediktinerabtei Benediktbeuren. Das für das Christentum und die Kultur segensreiche Wirken der Abtei in Aschach wurde im Jahr 955 jäh durch den Einfall der Ungarn unterbrochen. Das Kloster wurde fast vollständig zerstört und die mühsam gesammelten, wertvollen Handschriften dabei teils geraubt, teils vernichtet.

In diesem selben Jahr verschwindet der Name Aschach und der Kochels tritt an seine Stelle. Das stille, sanfte Wirken der Benediktinerinnen von Aschach am alten See Rathi fiel der Vergangenheit anheim, wie auch der kleine Ort bald ganz in Vergessenheit geriet.

Nur ein einziges Mal brauste der Atem der Zeit über das Dorf dahin und die Geschichte des Bayernlandes grub mit goldenem Griffel den Namen jenes Mannes in ihre Annalen ein, der aus phrasenloser Heimatliebe in den Tod ging: Der Schmied von Kochel, der des Oberlandes Bauern um sich sammelte, als die Österreicher ins Land gefallen waren. In jener Nordweihnacht von Sendling, die München und die Oberländer durch Verrat dem Feinde auslieferte, fiel auch der Schmied von Kochel, der Tapferste der Treuen. Das Jahr 1705 hat Bayern nie vergessen. Auch heute noch nicht. Wo man auch hinkommt, überall wird man diese Jahreszahl mindestens einmal lesen, fällt das Bild zum Kampf ausziehender Bauern ins Auge.

Das Standbild des Schmiedbalthes, wie er auch genannt wurde, steht heute mitten im Ort, beinahe im Herzen Kochels, aus dem das Urbild Oberländischer Treue und Heimatliebe hervorgegangen ist, der Volksheld des Bayernlandes.

1809 tobte eine kurze Schlacht zwischen eingedrungenen Tirolern und den Kochelern. Es war auch das letztemal, daß das Geschehen den Ort streifte. Dann zog langsam Frieden ein. Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die Pfarrkirche errichtet,

zu dem ein Benediktbeurer Prior ruht. Durch die Bohrung der natronhaltigen Marienquelle wurde Nochel als Bad bekannt. Seltam kristallin hell und grün leuchtet der See. Ritzend verhallen schwingende Glockentöne darüber hin und die leise Behmut über das bittersche Sterben eines glühenden Herzens weicht jenem stummen Frieden, der im Klang des abendlichen Läutens vom Schatten des erhöhten Kreuzes ausströmt.

Weniger Fremdwörter zum Vorteil der deutschen Sprache

Wie sich die Sprache ändert.

Von J. Adams.

Der Gebrauch der Fremdwörter hat abgenommen. Man geht unbedingt sparsamer damit um, natürlich zum Vorteil der deutschen Sprache. Da Beispiele am besten jede menschliche Behauptung erläutern, so dürfen wir wohl aus dem Reich der Fremdwörter eine kleine Blütenlese zusammenstellen! — Wenden wir uns einmal der Mitte des vergangenen Jahrhunderts zu, als das „Französischen“ an der Tagesordnung war. Damals gab man der Oberschicht der Gesellschaft, der sogenannten „Crème“ den Namen „Hautevolée“. Sie bewohnte den ersten Stock, die „Boletage“, bequem von ihren „Revenuen“ lebend. Ging diese „Hautevolée“ auf Reisen, so weihte sie an der „Table d'hôte“. Daheim aber gab sie, ebenso wie auch die „Haute-finance“, ihre „Diners“ und „Soirées“.

Lächelnd erschienen die Damen zum „Journix“, wenn sie ihm nicht ein eventuelles „Tête-à-tête“ vorzogen.

„Mon dieu“, man wußte, was sich gehörte, wozu besah man denn sein „savoir vivre“!

Es gab eine Zeit, wo auch der Herr der Schöpfung auf „Taille“ schwor, während die Dame nicht nur „Turnüre“ trug, sondern auch „Turnüre“ zu wahren wußte! — Wie „charmant“ verstand man das Drum und Dran weiblicher Kleidung zu bezeichnen! Da gab es das sogenannte „suivez-moi“, ein am Rücken der Dame, vom Halbe lang herabflatterndes Band, dem sicher mancher verliebte Blick gefolgt ist. — Verschleiden „cachierte“ man ein etwas altzu gewagtes „Décollé“ mit dem zart-verhüllenden „Modestie“. Hoch aber über der kunstvollen „Coiffure“ türmte sich der lodige „Chignon“. —

Man liebte es, die verschiedenartigsten „Arrangements“ zu treffen, wie „Picknicks“ und „Bals champêtres“. Dann hüllten sich die Schönen ins schwanenbesetzte „Sortie de bal“ — kurz, man gab etwas auf „Allüren“ und „mokierte“ sich über deren Fehlen bei anderen mit einer gewissen „Malice“. — Während heute die Frau selbst „chauffiert“, konnte man damals „schauffierte“ Damen. Ueberhaupt war man sehr zartbesaitet in jenen Tagen und leicht „dégoutiert“. — Selbst das amüsanteste Leben verhinderte es nicht, daß sich Frauen zuweilen „ennuyierten“, wenn sie gerade keine Lust zum „Promenieren“ hatten. — Es war aber auch die Blütezeit des „Esprits“, man verstand es noch, „Conversation“ zu machen, die „Visiten-Tournées“, „florierten“ und man „goutierte“ ein Plauderfländchen. — Ueberhaupt war man bis in die Fingerspitzen „soigniert“ und äußerst „difficile“ in jeder Beziehung. Man liebte die „Distinction“, war sehr „distinguiert“ und ging mit „Diskretion“ über viele Dinge des Daseins hinweg, die man heute schlichtweg beim Namen nennt. Man verstand sich trefflich zu „ménagieren“.

Ein Mann der damaligen Zeit hatte seine „Mérites“, er gab sein „parole d'honneur“ und „méditierte“ ebenso über Welt und Menschen, wie die Frauen darüber „méditierten“.

Zum Glück verfügte der Mann aber meist über eine gewisse „Bonhomie“, die den Umgang mit ihm wesentlich erleichterte. — Häßliche Frauen „adorierten“, „Odeurs“ und wußten sich, genau wie heute, in jeder Weise zu „embellieren“. Selbst wenn der Ehemann über die „Extravaganzen“ der Toiletten den ernstesten „Sermon“ hielt! — Wie „galant“ war man zu jener Zeit, wie „impressioniert“, seine Dienste der Frau zu leisten zu legen! Mittelalterliche Frauen konnte man überhaupt nicht, es gab nur Frauen „entre deux âges“, trotzdem diese weber Pubistöpfe trugen noch kurzberockt waren! — Mit der Umgestaltung des Lebens, vor allem auch gerade des weiblichen, kam die Unwichtigkeit der deutschen Sprache wieder mehr zur Geltung. — Dafür besitzen wir aber heute eine Anzahl berufstechnischer Sprachen, von deren Existenz noch unsere Mütter keine Ahnung hatten. Die Sprache eines Boxer-Champions ist z. B. von der eines Tennisspielers ebenso grundverschieden, wie die Ausdrucksweise eines Autlers von der eines Flugpiloten! — Da aber die Jugend von heute in allen Sportfächern „gerecht“ ist, so wird sie die Sache schon „deichseln“ oder „schmeißen“ (wie sie sich so hübsch auszudrücken liebt!).

Auf jeden Fall bereichern die Menschen jeder Epoche, wie immer ihre Ideale auch geartet sein mögen, den Sprachschatz ihrer Zeit!

Welt u. Wissen

Deutscher aus England geklüfteter Kriegsgefangener gesucht! „Gesucht. Ein Deutscher, der aus England entkommen ist, während er Kriegsgefangener war, um seine Erfahrungen während der Flucht im Rundfunk mitzuteilen. Meldungen an den Britischen Rundfunk, Savoy Hill, erbeten. Ebenso gesucht einige englische „Tommos“, die während des Krieges aus deutschen oder türkischen Gefangenenlagern entkamen. Meldung wie oben.“ Solche Anzeigen erscheinen jetzt in verschiedenen englischen Blättern, und man will durch sie die geeigneten Persönlichkeiten herausfinden, die bei einer neuen Serie von Rundfunkdarbietungen mitwirken sollen. Diese, die unter dem Titel „Flucht“ vom 6. Juni ab gesendet werden soll, will das Publikum des englischen Rundfunks mit den Berichten entfloherer Kriegsgefangener aus erster Hand unterhalten. An britischen Flüchtlingen aus feindlichen Gefangenenlagern ist kein Mangel. Man hat bereits neun Sprecher ausgewählt, die alle Offiziere sind, aber mit den deutschen Erzählern die erst das Bild abrunden sollen, ist es schlecht bestellt. Wie die „Morning Post“ berichtet, erweist es sich als überaus schwierig, ja als fast unmöglich, eine geeignete Persönlichkeit zu finden. Der berühmteste Fall einer Flucht aus einem englischen Gefangenenlager ist der des Fliegers Günther Plüschow, dem es glückte, aus der Gefangenschaft von Donnington Hall zu entkommen, aber der berühmte „Flieger von Tsingtau“ ist ja tot. Sein Gefährte, der mit ihm das Wagnis unternahm, wurde gefangen, bevor er England verlassen konnte und kommt daher für diese Aufgabe nicht in Betracht. Man hat die ganze Kriegsliteratur nach Einzelheiten durchsucht, die auf die Spur einiger aus England entfloherer Kriegsgefangener führen könnte, aber ohne Erfolgs. So gibt es Gerüchte von der Flucht eines Mitgliebes der Mannschaft der „Emden“, der durch Wales geklüftet sein soll, aber Genaueres ließ sich nicht ermitteln. Man ist mit den Hilfsorganisationen für Kriegsgefangene in Verbindung getreten, ohne daß man etwas Genaueres erfahren konnte. Der englische Rundfunk will daher jetzt einen Beamten nach Deutschland schicken, um dort Nachforschungen anzustellen.

Neue Schottenwitze.

Alec, das Mitglied einer kleinen Bridgeseellschaft, war gestorben. Die drei trauernden Hinterbliebenen waren — wie die meisten Hochländer — sehr abergläubisch. So meinten sie, jeder Tote müsse eine Weazehrung mit in das Grab bekommen. Zwei von ihnen spendeten dem Verstorbenen je eine Pfundnote. Der dritte aber schrieb einen Scheck von drei Pfund aus, legte ihn in den Sarg und nahm sich rechtlicher Weise die zwei Pfund als Wechselgeld wieder heraus.

McPherson, ein alter Schotte, war sterbenskrank. In einer Nacht verschlechterte sich sein Zustand so, daß seine Frau aufstand und sich ansahnte, den Arzt zu holen. „Maria“, murmelte der Sterbende, „es ist möglich, daß ich heimgehe, ehe du zurück bist — so leb denn wohl, meine Liebe.“

„Auf Wiedersehen, du Guter“, schluchzte die Gattin, vom Trennungsschmerz fast überwältigt.

An der Tür drehte sie sich nochmals um: „Fahr wohl — und vergiß vorher nicht die Lampe auszumachen, damit sie nicht umsonst brennt.“

Ein Schotte kaufte sich einst auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung für drei Penny ein Los. Er gewann damit den ersten Preis: ein Pony und einen leichten Wagen. Jedermann hätte sich über das unerwartete Glück sehr gefreut. Doch der Schotte machte, als er den Gewinn zu sehen bekam, ein böses Gesicht.

„Hallo, ist etwas nicht in Ordnung?“, riefen die Freunde, die herbeikamen, ihm zu gratulieren.

„Sawohl, etwas ist nicht in Ordnung“, wiederholte der Mann, der für seine drei Penny Pferd und Wagen erhalten hatte, „man hat mich um die Peitsche betrogen.“

In Dundee feierte ein braver Seemann das Wiedersehen mit seiner Heimat bei einem Glase Whisky. Da er als sparsamer Mann den Genuß so lange wie nur möglich ausbedehnte, fiel ihm eine Fliese in das kostbare Getränk. Bedächtig ergriff er da das arme Tier zwischen zwei Fingerspitzen und — drückte es behutsam aus, damit kein Tröpfchen von dem langentbehrten Nektar verloren ging!